

Alte Heimat – Rückkehr und Vertreibung

Nicht alle wollten, konnten oder durften gegen Kriegsende ihre Heimat in den ehemals deutschen Gebieten verlassen. Einige machten auf ihrem Fluchtweg kehrt und zogen Richtung Heimat zurück, andere wollten zu Hause die Zeit abwarten – im festen Glauben daran, die Verhältnisse würden sich wieder ändern und so werden wie zu Vorkriegszeiten. Für die meisten derjenigen, die nach dem 8. Mai 1945 in den nunmehr polnischen oder tschechischen Gebieten verblieben oder dorthin zurückgekehrt waren, bedeutete das früher oder später: Vertreibung. Bis dahin hatten sie ihre Häuser und Wohnungen räumen und sich mit den neuen Bewohnern – oftmals ebenfalls umquartiert und vertrieben – arrangieren müssen.⁷ Manche konnten in ihrem ehemaligen Haus wohnen bleiben und dort ein Zimmer beziehen. Der neue Hausherr wurde als der zuständige, als »ihr« Pole wahrgenommen.

*Wir durften im Haus wohnen bleiben. Wir hatten ja früher zwei Mieter, und da durften wir dort uns eine Wohnung bewohnbar machen. Es war ein vollkommenes Chaos in den Wohnungen. Das kann sich kein Mensch vorstellen! Bis in der Höhe lag da Unrat und Zeug. Die hatten alle Schränke ausgeräumt und dann alles in die Wohnung geschmissen. (...) Im November 1945 ging dann die Vertreibung los. Da kam in der Nacht die polnische Miliz mit Gewehrkolben an die Haustüren donnern: binnen einer Stunde raus. Das haben wir im Nachbarhaus erlebt. Da war eine Frau mit einem kleinen einjährigen Kind – machen Sie mal das Kind wach und ziehen Sie sich an, was schaffen Sie denn da in einer Stunde? Dann hörten wir, es geht ein Freiwilligentransport raus. Und da haben wir uns für den Freiwilligentransport gemeldet. Weil meine Mutter auch sagte – der Vater war nun schon gestorben und mein Bruder 19, und ich war ja damals noch Schulkind – was sollen wir dort unter Polen? Wie gesagt, Zukunft gab es dort keine. Haben wir uns gemeldet: bitte in den Freiwilligentransport. Das war dann ein Güterzug. Da mussten wir früh antreten, und da wurde der Waggon vollgepferrcht mit Leuten, und dann standen wir mittags aber immer noch auf dem Bahnsteig. Da hieß es, aus den umliegenden Dörfern werden die Vertriebenen noch dazu transportiert. Dann haben wir am Bahnsteig meinen Cousin entdeckt. Der war mit 16 Jahren vom Volkssturm zurückgelaufen und hat seine Eltern gesucht und nicht gefunden. Wir haben ihn dann in unsern Waggon hineingezerrt. Dass der einen Halt hatte. Ja, und da kam dann unser Pole an dem Tag auch noch mal gucken, brachte uns heißen Tee und etwas zu essen. Und dann kam noch eine Mieterin aus unserem Haus, die konnte Polnisch. Da haben die Milizen den Polen angeschrien, was er hier wollte, die Mieterin hat uns das übersetzt. Sie haben gesagt, dann sollte er doch gleich mitfahren mit den Deutschen. (Irmgard Neumüller, *1932 in Schlesien)*

Die beiden Schwestern Dorothea und Margarethe Gärtner lebten gemeinsam mit ihrer Mutter und der älteren Schwester noch zwei Jahre lang in ihrem Heimatort – wie in einer Art Vakuum. Während dieser Zeit hatten die Mädchen versucht, nach ihren Kräften zum Familienunterhalt beizutragen. Bei der Ausweisung 1947 waren die beiden, die nur ein knappes Jahr Altersunterschied trennt, elf Jahre alt.

Dann war der achte Mai, und da war der Waffenstillstand. Da sagten die Leute in unserem Quartier: »Bleiben Sie doch hier!« Aber mein Vater, der sagte: »Was wollen wir hier? Nach jedem Krieg sind die Flüchtlinge nach Hause gegangen. Wir machen nach Hause, die andern W'er werden auch kommen.« Und da sind wir dann am 10. Mai früh, haben wir uns auf die Socken gemacht, und da sind wir nach Hause gelaufen. Im Winter nur gelaufen und dann wieder gelaufen. Da sind wir gelaufen jeden Tag so 25 Kilometer. Das war ein wunderschöner Frühling gewesen. Und wie wir dann eben wieder nach S. gekommen sind, dort haben wir Rast gemacht einen Tag, und dort war alles niedergebrannt, alles verwüstet. Also, wer dort geblieben ist, der hat es nicht überlebt. Und da sind wir von dort eben weiter und ja, jeden Tag und jeden Tag sind wir gelaufen, gelaufen. Dann waren die deutschen Verkehrsschilder schon, innerhalb von ein, zwei Tagen waren die deutschen Verkehrsschilder schon weggeräumt und alles. Und dann kamen die Russen, die haben dann die Tore von den Bauernhöfen aufgemacht. Dort mussten wir immer wieder rein. Die haben die Tore zugemacht, und da mussten wir den Wagen immer abräumen. Wurden wir wegen – da haben sie immer die Ausrede gehabt oder es war vielleicht auch so – wegen Waffen durchsucht. Und da stand in dem einen Bauernhof, also ich denke so oft daran, eine junge Frau, die hat bitterlich geweint. Die war so an die Mauer angelehnt dort, und zwei Kinder, vielleicht so fünf und sieben Jahre, ein Junge ist dabei gewesen. Und bei dem hatten sie eine kleine Patrone in der Hosentasche gefunden, wie Kinder so sind. Und die Frau, wir durften miteinander, wir durften kein Wort sprechen, gar nichts, gar nichts. Und wir hätten ja gerne die Frau mit rausgenommen. Aber es war nicht möglich. Was aus ihr mag geworden sein? Was sie mit der mögen gemacht haben? Man weiß es nicht. Ja, und da wurde dann, uns wurde dann immer weggenommen, was eben, was ihnen aus dem Koffer so an Wäsche gefallen hat. Da haben wir wieder zusammengepackt und wieder rein. Da durften wir wieder weiterfahren. Und da haben sie schon am zweiten, dritten Tag, haben sie uns unsre Pferde ausgespannt. Da haben sie uns dann zwei Ponys gegeben, die waren aber krank. Da sind wir bloß bis ans Dorfende gekommen, da haben sie uns die Ponys wieder ausgespannt. Dann haben sie uns zwei Ochsen gegeben. Das ging dann nur so im Schneckentempo. Und ach, da sind wir keinen ganzen Tag lang gefahren, da haben sie uns die Ochsen weggenommen. Dann haben sie uns gar nichts, gar kein Tier gelassen, da haben wir uns vorm Wagen gespannt. Aber inzwischen hatten wir nichts mehr, wir hatten nur noch einen Sack gehabt, der da noch übrig blieb. Und da haben wir die Lumpen, kann man sagen, reingeschmissen. Wir wollten nur immer wieder fort und heim. Am 19. Mai waren wir zu Hause. Also wir haben uns vor den Wagen gespannt, die Tanten haben geschoben. Wir wollten auch den Wagen nicht stehen lassen. Der Papa hat gesagt, wir müssen: »Zu Hause brauchen wir ja den Wagen wieder.« Und, ja, dann waren wir am 19. Mai zu Hause, das war Pfingstsonnabend, ein wunderschöner Tag. Unsre Oma hatte Geburtstag. Und da sind wir dann in unsern Hof gekommen, und meine Tanten, die hatten auch Grundstücke, die sind in ihr Grundstück gegangen. Es war zum Glück noch frei gewesen. Es waren ja teilweise schon Polen eingezogen. Dort in

W. haben wir dann erst mal sauber gemacht. Ausgeräumt waren die ganzen Möbel. Es standen noch ein oder zwei leere Bettstellen da, weiter nichts. Und den ganzen Tag waren die Russen, das Haus war voller Russen. Die Mutter musste für die irgendwas zu essen machen, obwohl wir selber gar nischt hatten. Und wir haben dann, an dem Tag haben wir nichts gemacht, und am andern Tag sind wir dann ans Aufräumen gegangen. Aus den Mieten waren die Kartoffelkeime so durchgewachsen. Da haben wir die Kartoffeln raus genommen. Und unser Vater, der konnte ja gar nischt mit seinen Beinen machen. Wir Kinder haben uns vor den Pflug gespannt. Da haben wir sechs Morgen Kartoffeln gesteckt. Die Eltern haben immer gesagt: »Wenn die andern W'er kommen, die haben dann nicht mehr die Zeit dazu, dass sie wenigstens im Winter, dass wir bissel aufteilen können.« Und wir haben gewartet und gewartet. (...) Wir waren eben so richtig zuversichtlich gewesen. Und eines Tages kam mein Bruder von der Straße gerannt und sagt: »Mama, ich hab eben gehört, die Deutschen müssen raus.« Da sagt meine Mutter: »Junge, du dummer Junge, wir sind doch hier zu Hause! Uns kann hier niemand rausjagen.« Und abends, halb neune, kamen polnische Soldaten, russische Soldaten mit Gewehr und Gummiknüppel: »In einer halben Stunde den Ort verlassen!« Da wollten wir noch meine Schwester holen. Uns wurde aber die Straße verwehrt, wir durften nirgends hin, keinen Schritt mehr ohne Beobachtung tun. Da haben wir aber Leuten gesagt, die möchten sie doch benachrichtigen, dass wir gehen nach Sachsen. Wir wussten, dass unsre anderen W'er alle hier in Sachsen untergebracht waren. Und die sollten ihr das doch ausrichten. Aber das hat niemand gemacht. Die hat nicht gewusst, dass wir weg waren, ein paar Tage nichts erfahren. Und die hat ja dann auch bitterlich geweint. Sie war neunzehn, zwanzig. Ein Jahr später ist sie dann ausgewiesen worden.

Martha Leibelt, * 1931 in Schlesien

MG: Na ja, und dann haben wir noch die zwei Jahre bis 1947 unter den Polen gelebt, wo weder Schule noch sonst irgendwas gewesen ist.

DG: Dort haben wir unsere Puppen und Puppenstubensachen an die Polen verkauft, um Brot zu kaufen, um leben zu können. Unser Vater war im Krieg geblieben. Weder amtlich vermisst, noch gefallen. Also einfach keine Post mehr gekriegt. Im Januar '45 kam, glaube ich, die letzte Post. Da ging's dann schon durcheinander mit dem Kriegsende.

MG: Und unsere Mutter hat dann versucht, mühsam – obwohl sie auch gesundheitlich sehr angeschlagen war und ganz schlimm mit Migräne belastet war – hat sie dann dort bei einem Bauern versucht, mitzuhelfen, bloß um irgendwas zu bekommen. Und weil man dort eher die Chance hatte, irgendwas an Naturalien zu bekommen. Aber das war auch so gut wie nicht bezahlt. Also es war mehr als spärlich. Und Schule hatten wir auch gar nicht. (...)

DG: Wir sind in Schlesien noch in den zwei Jahren im Frühjahr in leerstehende Gärten, wo keine Deutschen mehr waren, gegangen, haben Blumen gepflückt und verkauft.

MG: Kleine Sträuße, sind zum Bäcker und Fleischer gegangen, um sie zu verkaufen. Fünf Złoty oder zehn Złoty, und ein Brot kostete, glaube ich, 60 Złoty. Also können Sie sich vorstellen, wie mühsam das war, um das Leben zu fristen. Ja, und Schule war in der Zeit gar nicht. Dort hat die Kirche eigentlich dann jeden Tag so eine Art Christenlehre

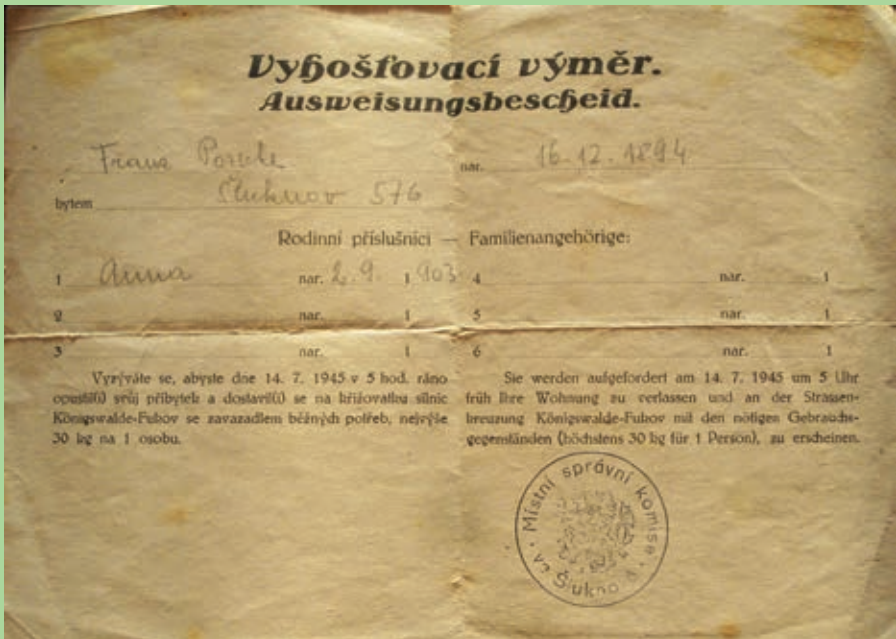


Abb. 15: Zweisprachiger Ausweisungsbescheid, Juli 1945.

*veranstaltet, die Kinder ein bisschen zusammengekommen, damit sie überhaupt ein bisschen mal für eine Stunde am Tage zusammen waren. Und dort haben wir auch viel gelernt, an Psalmen, an Liedern und so manches. Aber es war halt keine Schule, kein Unterricht, keine Fächer und gar nichts. (Dorothea Gärtner, *1935 in Schlesien, und Margarethe Gärtner, *1936 in Schlesien)*

Während die Kinder weitgehend sich selbst überlassen blieben, wurden Arbeitskräfte dringend benötigt, auch in den mittlerweile polnischen oder tschechischen Gebieten. Jugendliche über 14 Jahre durften daher nicht ohne weiteres ausreisen, sondern sollten zwangsverpflichtet werden. Der damals 17-jährige Albert Pittner kam mit dem Schrecken davon:

Das ist der Ausweisungsbescheid. So einen Zettel haben sie uns gebracht, den Tag zuvor. Und da stand ich gar nicht mit drauf. Ich hätte gar nicht mit raus gedurft. Aber ich hab mich da klein gemacht, hab kurze Hosen angezogen – ich war sowieso ein kleiner Kerl –, aber sie haben trotzdem gesagt: »Also, der nicht!« Da hat der Vater gesagt: »Er ist ja erst 14 Jahre.« Dann hat er geguckt: »Na gut, dann mit!«

Wir mussten früh dort sein, mit 30 Kilo Gepäck. Und am Bahnhof, da standen noch Tschechen und auch Tschechinnen, die haben diese 30 Kilo noch durch- und rausgesucht, was sie noch wegnehmen konnten. So, dann hatten wir alles auf den Handwagen gepackt und sind in den Bahnhof, auf den Güterbahnhof, und da stand ein Zug. Da haben sie uns

*eingewiesen in die Waggons. Und die Wagen mussten wir alle woanders hinstellen, an die Seite. Und fünf Minuten vor Abfahrt des Zuges, da haben sie erst den Zug 100 Meter weiter gefahren. Und dann haben sie gesagt: »Wer noch einen Wagen haben will, soll sich einen holen.« Und da bin ich noch mal runtergeklettert – das waren offene Waggons – und hab einfach, weil die sagten: »Fünf Minuten!«, hab einfach einen erwischt dort und hab den hochgegeben, der Vater hat von oben gezogen. Na ja, und so ist das losgegangen. (Albert Pittner, *1928 in Böhmen)*

Einquartierungen – enge Kammern und riesige Säle

Etwa Dreiviertel aller Flüchtlinge lebten auch in Sachsen zunächst auf dem Land. Hier waren die Lebens- und Arbeitsbedingungen unmittelbar nach Kriegsende wesentlich günstiger als in den zum Teil großflächig zerstörten Städten. Der Anteil der Landbevölkerung an der Bevölkerung insgesamt stieg von 31 Prozent im Jahr 1939 auf 35 Prozent im Jahr 1946, trotz des Verlustes durch die Kriegsoffer. Die Dorfbevölkerung musste zusammenrücken, damit auch die Neuangekommenen noch Platz finden konnten.

*Die haben praktisch im Korridor geschlafen. Und eine kleine Kammer gab es noch damals, das war dann die Küche, drin haben sie gewohnt. Und in unserer Stube, die hatten wir ausgeräumt, ins Bad die Möbel alle reingeschachtelt, geschichtet, und da haben sie dort drin dann auch noch (gwohnt), die Frau Wagner mit den drei Mädchen. Na ja, bis das dann langsam bisschen Luft gab. Und da haben die dann in der alten Schule gewohnt hier drüben, was zur Kirchgemeinde früher gehörte, dann Gemeindehaus war, und jetzt haben sie es privat gekauft. Und da wohnen die jetzt noch. (Maria Klüber, *1938 in Sachsen)*

Die Versorgung mit Wohnraum stellte ein großes Problem dar, das sich über viele Jahre hinziehen sollte. Als Notunterkünfte mussten auch Abstellräume, Hausflure, Bodenkammern, Waschküchen, Stallgebäude und dumpfe Kellerlöcher dienen. Wohnraum war insgesamt knapp, denn durch die Kriegszerstörungen standen im November 1945 jedem Erwachsenen nur noch 9,2 Quadratmeter Wohnfläche zu Verfügung – im September 1939 waren es noch 15 Quadratmeter gewesen.⁸ In Sachsen klafften die Werte noch weiter auseinander: 8,3 Quadratmeter waren es im Jahr 1945 gegenüber 16,2 Quadratmetern vor Kriegsbeginn. Diese Zahlen geben Durchschnittswerte an, in der Realität sah es natürlich anders aus: Der Altbevölkerung stand in der Regel doppelt so viel Wohnraum zur Verfügung wie den Neuangekommenen.

Die kleinsten zwei Zimmerchen – ach, vielleicht beide zusammen so groß wie der Raum hier! – die wir zur Verfügung bekommen hatten. Nebenan war eine herrliche große Küche mit fließendem Wasser, mit Abfluss, (...) mit Abstellkammer, dort wurden die Mägede untergebracht, die hatten es viel größer. Wir mussten vom ersten Stock im Keller unten unser Wasser holen. Wir mussten das Wasser runtertragen. Ganz unten war eine Toilette zur Verfügung, obwohl auf der halben Treppe auch eine Toilette war. Also, was nur ging

– man kann sagen, es war die reinste Schikane. Wenn da nicht mal eine Angestellte, die nebenan praktisch wohnte, mal kam und sagte: »Sie können sich schnell mal einen Eimer Wasser holen«, um ihn nicht von ganz unten hochholen zu müssen. Acht Jahre (haben wir dort gewohnt). (Margarethe Gärtner, * 1936 in Schlesien)

Das Gesetz Nr. 18 des Alliierten Kontrollrates vom 8. März 1946 sah die Einrichtung von Landeswohnungsämtern vor: Auf kommunaler Ebene sollten Wohnraumkommissionen den Zustand und die Belegung von Gebäuden und Räumen erfassen. Nach der Feststellung des Ist-Zustandes kam es zu Beschlagnahmungen und Umverteilungen. Diese erzwungenen Einquartierungen bildeten die Ursache zahlreicher Konflikte zwischen Alteingesessenen und Hinzugekommenen: Die drangvolle Enge sowie die gemeinsame Nutzung von Küchen, Waschküchen und Aborten stellten ein große Herausforderung für alle Betroffenen dar. Viele Menschen zeigten dennoch Mitgefühl und räumten hilfsbereit eine Stube aus:

*Wir sind dann bis nach A. Es hat doch keiner gewusst, was das überhaupt für ein Dorf ist! Wir sind aber gut aufgenommen worden. Wir kamen gleich in eine Bauernfamilie, wo wir erst mal ein richtiges Bett hatten. Die haben gleich ihre Ehebetten zur Verfügung gestellt. Wir hatten ja immer bloß in Sälen geschlafen unterwegs. (Hilla Spillner, * 1930 in Schlesien)*

Andere hingegen empfanden die ungeladenen Gäste als Belastung – und als unangemessene Bedrohung der eigenen Ressourcen.

*In S., da haben wir bei einem Bauern gewohnt. (...) Da hat meine Mutter dann gefragt – wir haben in so einer alten Kammer geschlafen –, ob sie uns wenigstens mal bisschen Stroh geben, wo wir drauf schlafen können. Und da hat die Frau gesagt: »Was sollen wir denn dann unserm Viehzeug geben zum Einstreuen?« (Ernst Wischnowski, * 1939 in Schlesien)*

Hier wird das Wohl des Viehs – wertvolles Kapital für die Wirtschaftsfähigkeit eines Hofes und die eigene Existenz – über das Wohl von »Fremden« gestellt. Die Familie musste im Wortsinne zusammenrücken, um Wärme und Schutz zu finden:

*Mein Großvater, der war im Ersten Weltkrieg gewesen und hatte noch so einen alten Militärmantel. Und da hat er uns hüben und drüben zusammengenommen – das war ja kalt gewesen – und da lagen wir nun hüben und drüben dran. Da haben wir uns wenigstens so gegenseitig gewärmt. Na ja, das war schon nicht so ... Das einzige, was wir hatten: nichts zu essen. Es gab ja gar nichts. Nur ein paar Sachen, die hatten wir von Schlesien bis hierher mitgebracht. (Ernst Wischnowski, * 1939 in Schlesien)*

Und falls der zugewiesene Wohnraum dann wieder als Eigenbedarf beansprucht werden konnte, mussten sich die Flüchtlinge erneut auf die Suche nach einer vorübergehenden Bleibe machen.

*Ja, war schon schwer, die Zeit. Und in G. (...) mit den Wohnungen und Wohnraum war's auch schwierig. Da sind wir sechs-, siebenmal umgezogen. Na ja, einmal dort und (dann hieß es): »Das brauchen wir für unsre Leute. Na ja, müsst ihr eben dorthin.« (...) Zum Beispiel: Wir kamen an, da war ein Zimmer frei, und da standen ein paar Möbel drin. Dort durften wir einziehen. Und dann kamen Verwandte von denen. Und dann sagten die: »Wir brauchen das für uns.« Dann sind wir zu den nächsten, und dann haben wir dort oben bei Noacks gewohnt. (Irmtraud Meißner, *1937 in der Woiwodschaft Posen, Polen)*

Neben den Privatquartieren wurden die Flüchtlinge vielfach in ehemaligen Rittergütern und Schlössern bzw. deren Nebengebäuden untergebracht. Diese waren oftmals in schlechtem baulichen Zustand, die Wohnbedingungen völlig unakzeptabel und alles andere als herrschaftlich.

Das Leben im Schloss – vielfach handelte es sich um ein stattliches Gutshaus, das von den Einwohnern als »Schloss« bezeichnet wurde – bedeutete Wohnen in riesigen Räumen, zumeist Durchgangszimmern, die oftmals mehrere Familien gemeinsam nutzten. Auch die Vorräte mussten dort untergebracht, Wasserquellen und Kochgelegenheiten geteilt werden. Neugeborene, Kleinkinder, alte und kranke Menschen lebten auf engstem Raum zusammen. Diesen unfreiwilligen Wohngemeinschaften wurden ein Höchstmaß an Toleranz und Rücksichtnahme abverlangt. Ernst Wischnowski, zum Zeitpunkt der Ankunft in Sachsen sechs Jahre alt, wohnte fast sieben Jahre lang in einem Schloss.

*Wir haben ganz oben gewohnt. Da war gar nichts gewesen. Das Schloss muss ja ganz gut bewirtschaftet gewesen sein hier. (...) Und als wir dann herkamen, da war das ja alles noch toll eingerichtet. Da waren ja noch so die Trophäen und alles, das war alles ausgelegt mit Fußboden – und die Möbel. Na, da kamen dann hier die Kommunisten, heutzutage kann man es ja sagen, und wir hätten gern ein Stückel gehabt und gebraucht, aber die haben das alles zum Fenster runtergeschmissen, weil das Kapitalismus war. Wurde alles vernichtet. Und das waren Möbel gewesen, da hätte man heutzutage einen Haufen Geld dafür gekriegt. Das wurde alles kaputt gemacht. (...) Die untersten Etagen, da war ja alles Kamin drin, wurden Kamine gefeuert dann, wenn's wirklich mal (kalt) war. (...) Da kamen ja dann so viele, jedes Zimmerchen wurde dann belegt. (...) Na ja, wir haben alle zusammen in einem Zimmer (geschlafen): mein Großvater, mein Bruder und meine Mutter. (...) Die Essen gingen ja durch von den Kaminen. Und da wurde dann ein Loch reingemacht, so dass wir dann einen Ofen stellen konnten. Und da wurde dann auch bisschen geheizt, dass wir nicht im Winter erfroren sind und auch gekocht werden (konnte). (Ernst Wischnowski, *1939 in Schlesien)*

Viele Gutsgebäude hatten zuvor häufig als Unterkunft für Soldaten oder als Gefangenenlager gedient – entsprechend war der Zustand der Räume und des Mobiliars. Unterschiedliche Interessenlagen stießen hier aufeinander: Wollten die einen »Schlösser« und Inventar als Zeichen überwundener Feudalherrschaft vernichten, benötigten die anderen dringend intakte Wohnräume und Einrichtungsgegenstände.